

Jonas Rehn-Groenendijk

Interview mit Kai Schuster

Kai Schuster, Prof. Dr.-Ing. Dr. phil., Architekturtheoretiker und Psychologe, Professur für Soziologie und Sozialpsychologie mit Schwerpunkt Architekturpsychologie an der Hochschule Darmstadt. Zuvor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Forschungsgesellschaft für umweltschonende Energiegewinnung und -umwandlung mbH (Kiel), der Energie Stiftung Schleswig-Holstein sowie am Psychologischen Institut der Universität Kassel. Mit Prof. Marc Kirschbaum ist er Gründer und Partner von pragmatopia | architektur.stadt. leben in Kassel (pragmatopia.de).

Jonas Rehn-Groenendijk: Kai, als Psychologe und Architekt trägst du gleich zwei Hüte, die für diesen Sammelband von Relevanz sind. Bedürfnisse sind ja auch in der Psychologie ein zentrales Thema. Was bedeutet für dich dieser Begriff der «Bedürfnisse» im Kontext von Innenarchitektur?

Kai Schuster: Innenarchitektur muss immer vom Menschen her gedacht werden, nicht von architektonischen Beispielen. Ich beobachte bei Studierenden auch in höheren Semestern, dass sie Raumgestaltung von Architekturbeispielen her entwickeln und im zweiten Schritt versucht wird, die Nutzerinnen und Nutzer zu integrieren. Tatsächlich geht es zunächst um die Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer. Bildhaft ausgedrückt hat jede Raumgestaltung das Ziel, eine möglichst passende Bühne für das Leben zu schaffen. Abstrakter ausgedrückt bedeutet dies, dass die jeweilige Person auf eine Umgebung treffen sollte, die ihr die Möglichkeit gibt, ihre Potenziale entfalten zu können. Insofern bedeutet «Passung» nicht nur im Sinne der Ergonomie eine raum-körperliche Passung oder im Sinne von Funktionalität eine handlungsunterstützende Umgebung, sondern auch, dass die Raumgestaltung dazu anregen können soll, Neugierde und Kreativität zu wecken und Neues ausprobieren zu können und zu wollen. Raumgestaltung und somit auch Innenarchitektur hat also die Aufgabe, verschiedene Ebenen von Bedürfnissen zu reflektieren und angemessen umzusetzen: Zunächst muss der Raum grundlegende Vitalfunktionen angemessen adressieren, also im weiteren Sinne Überlebensbedürfnisse befriedigen (Licht, Luft, Wärme, Sicherheit etc.); weiterhin müssen den Handlungsnotwendigkeiten und -absichten geeignete räumliche Handlungsoptionen geboten werden, also im weiteren Sinne die Erlebnisbedürfnisse adressiert werden; letztlich sollte der Raum im Idealfall dazu anregen können, Neues ausprobieren zu wollen, sich auszuprobieren können etc., also die Wachstumsbedürfnisse unterstützen. Konkret bedeutet dies, auf Gestaltungsstimmigkeit

im jeweiligen Raum zu achten und u. a. den richtigen Grad an Stimulation anzustreben, die sowohl das persönliche Kontroll- als auch das Erholungsbedürfnis einbezieht. An dieser Stelle kommen die «professionellen Bedürfnisse» der Innenarchitekt:innen dazu: Sie müssen mit architektonischen Laien in einen kommunikativen Prozess der Qualitätsgestaltung gehen, um ihre Ansprüche umsetzen zu können.

J. R.-G.: Wenn wir in unserer Arbeit solche «Erlebnisbedürfnisse» adressieren wollen, benötigen wir vermutlich spezifische Werkzeuge hierfür. Welche Methoden zur Bedürfnisorientierung wendest du in deiner Praxis und Forschung an?

K. S.: Im Gespräch um Raumgestaltung geht es zunächst nicht um Material, Gestaltungsdetails oder architektonische Vorlieben. Im Mittelpunkt steht die Frage, was in unterschiedlichen Situationen, zu unterschiedlichen Zeiten etc. im zu gestaltenden Raum erlebt werden soll. Im Zentrum stehen die Anforderungen, Wünsche und Bedürfnisse der Bauleute, die im Alltag der Raumnutzung befriedigt werden müssen. Ähnlich den psychologischen Methoden der Anamnese- und Diagnosegespräche werden dazu frühere raumbezogene Erfahrungen und gegenwärtige Wünsche thematisiert, um daraus Ideen für den künftigen Raum zu entwickeln. Architektur ist damit im hohen Masse ein kommunikatives Geschehen. Hierzu könnten tatsächlich auch geschulte Psychologinnen und Psychologen herangezogen werden. Klar ist, dass dies aus Kostengründen kaum der Fall sein wird und eher Architektinnen und Architekten in ihrer kommunikativen Kompetenz geschult werden sollten – was leider in erschreckendem Masse in der deutschen universitären Ausbildung nicht stattfindet. Wichtig ist auch eine Klärung der Rollen und des eigenen Selbstverständnisses: Welche Haltung habe ich als Architektin oder Architekt zu meiner Kundschaft und welche Beziehung habe ich zum Bauwerk? Wen suchen und benötigen die Kundinnen und Kunden? Diese Fragen zielen auf den atmosphärischen Überbau des notwendigen geschäftlichen und organisatorischen Teils der Arbeitsbeziehung. Im Zweifelsfall bietet sich an, mit Kolleginnen und Kollegen über Schwierigkeiten zu reden (Intervision) bzw. eine Kommunikationsberatung heranzuziehen. Bevor dies geschieht, sollte mit den Bauleuten bei Kaffee und Tee in ruhiger Runde über die Beziehung und die Störung gesprochen werden und wie der gemeinsame Weg des Bauens konstruktiv zu Ende geführt werden kann.

J. R.-G.: Dieser kommunikative Aspekt scheint eine zentrale Herausforderung dabei zu sein. Kannst du auf diese und weitere Herausforderungen im Zusammenhang mit der Bedürfnisorientierung noch weiter eingehen?

K. S.: Bedürfnisse sind schnell und körperverankert und nicht notwendigerweise reflektierbar. Das bedeutet, Bedürfnisse müssen zum Teil erst (auf-)gespürt, sortiert und verbalisierbar werden, um über sie sprechen zu können. Wenn es um Bedürfnisprojektionen bezogen auf künftige Räume geht, wird dieser Prozess noch schwerer, da es um angenommene Bedürfnisse geht und diese oft sehr allgemein formuliert werden. Es ist dann leicht möglich, dass sich bei jeder räumlichen Konkretisierung (versteckt) Bedürfnisse zu Wort melden und es zu einem «so will ich das nicht» kommen kann. Dies hat hohes Spannungspotenzial, weil es auf der einen Seite spontan und emotional ist und auf der anderen Seite als anstrengende Verzögerung – manchmal sogar als professionelle Kränkung – gesehen werden kann. Hier benötigt es seitens der Architekt:innen gute Nerven, kommunikative Fertigkeiten und die Energie, nicht in eine reine «Architekturdiskussion» zu treten, sondern ein Gespräch über den Hintergrund der Reaktion zu beginnen, auf der aufbauend die Architektur gestaltet werden kann.

Bei Bauprojekten ist es zudem denkbar, dass es zur Bedürfnisfokussierung einer oder weniger Personen kommen kann und die Bedürfnisse weiterer Nutzer:innen nicht thematisiert werden. Es ist die Aufgabe der Architektin und des Architekten, diese Möglichkeit abzu prüfen und gegebenenfalls diese mit einzuholen.

J. R.-G.: Wenn wir das nun in die praktische Gestaltung übertragen – wie lassen sich eigene ästhetische Ansprüche mit den ermittelten/erhobenen Bedürfnissen der späteren Nutzer:innen vereinen?

K. S.: Ein heikles Thema ist die Kombination von architektonischem «Stil» mit Bedürfnis. Im Normalfall liegt bei Bauleuten die Tendenz zum Bekannten nahe. Das heisst, dass sie dazu neigen, Altbekanntes als «das Schönste» zu beschreiben. Der Wunsch nach bekannten Formen kann von Bauleuten durchaus mit einem Quasibedürfnis in Verbindung gebracht werden, unabhängig davon, ob es sich wissenschaftlich um ein Bedürfnis handelt oder nicht. Da Architektinnen und Architekten im Normalfall aufgrund ihrer Professionalität bezogen auf Architektur innovativer und kreativer sind als ihre Bauleute, ist es sinnvoll, zunächst vorwiegend die Bedürfnisse im Gespräch zu adressieren und daran angegliedert die Architektur. Dabei ist es eine wichtige Aufgabe der Architektur, sich als Vermittlerin der Baukultur zu verstehen. Das Ziel ist es, im Rahmen einer gleichberechtigten Gesprächskultur gemeinsam nach Lösungen zu suchen, bei der die Architektin bzw. der Architekt

selbstverständlich mit allem zur Verfügung stehenden Wissen argumentieren muss. Und: Manchmal passen Menschen und ihre Vorstellungen nicht zusammen. In der Hoffnung, dass dies frühzeitig erkannt wird, kann eine Beendigung des Geschäftsverhältnisses wohlthuend «ästhetisch» erscheinen.

J. R.-G.: Wenn die Bauleute auch gleichzeitig die späteren Nutzenden sind (wie beim klassischen Einfamilienhaus), erscheinen deine Ausführungen sehr nachvollziehbar und anwendbar. Doch wie entwirft man eine Innenarchitektur (z. B. öffentlicher Innenraum) für eine noch nicht bekannte Nutzer:innengruppe? (Stichwort Evidence-based Design)

K. S.: Eigentlich ist es erstaunlich, wie viel mehr Zeit, Energie und Kommunikation in Architektur für konkrete Bauleute aufgebracht wird im Vergleich zu Recherchearbeit bezogen auf unbekannte Nutzerinnen und Nutzer. Architekt:innen würden kaum ein Einfamilienhaus aufgrund einer vagen Aussage, wer darin wohnen soll, entwerfen. Das wäre absurd. Wird für noch nicht bekannte Nutzerinnen und Nutzer gebaut, wird zwar erhoben, für welche wahrscheinliche Gruppe entworfen und gebaut wird, aber in der Regel kommt es zu keiner weiteren Detailrecherche. Es wird i. d. R. auf Erfahrungswerte (Ein-Person-Empirie) zurückgegriffen statt auf empirische Ergebnisse architekturpsychologischer Untersuchungen. Das kostet Zeit und Energie, die aber vorhanden wäre, würde man die gleiche Haltung einnehmen wie beim Einfamilienhausbau. Die persönlichen Erfahrungen von Architektinnen und Architekten haben zudem zumeist eine systematische Verzerrung: Es wird kaum nachgefragt, was nach dem Bezug gut oder schlecht bei den Nutzer:innen ankommt. Die Beurteilungen beruhen fast immer auf augenscheinlicher Validität ohne systematische empirische Methodik, sprich auf der Fantasie der Architekt:innen. Dabei gäbe es durchaus genügend publizierte Forschungsarbeiten, die zur Hilfe genommen werden könnten. Aber: Erstens werden in der Architekturausbildung keine Recherchekennnisse dazu vermittelt, und zweitens werden diese Forschungsergebnisse fern von Architektur erhoben und publiziert und sind drittens für Architekt:innen nur schwer lesbar, weil sie in einem völlig anderen als dem üblichen architektonischen Darstellungsformat veröffentlicht sind. Dennoch bietet es sich an, wissenschaftlichen empirischen Untersuchungen Aufmerksamkeit zu widmen und zudem die eigenen abgeschlossenen Projekte intensiv auf Nutzungszufriedenheit zu untersuchen, um daraus lernen zu können, was das Projekt erfolgreich macht. Leider wird diese Qualitätssicherungsmassnahme nicht bezahlt und ist somit nur mit grossem Idealismus von einem Büro zu leisten. Das Themengebiet Qualitätssicherung in der Architektur und Evaluation von Bauprojekten müsste deshalb eine zentrale Aufgabe der Architektenkammer werden.